



## Cem Özdemir

Abgeordneter des Europäischen Parlaments,  
Die Grünen / Freie Europäische Allianz

über das Türkentum, Religionsvielfalt und warum er  
für seine Ideale kämpft

Es ist eine Herausforderung, sich mit einem Politiker zu treffen, der bekannt ist und über den man via *Google News* jederzeit herausfinden kann, wo er sich gerade aufhält und was er vor zwei Stunden kommentiert hat. Und dennoch hat jeder Journalist den Ehrgeiz, etwas aus ihm herauszukitzeln, das Furore macht. Etwas Privates womöglich, oder eine saftige Kollegenschelte, vielleicht kriegt man ihn auch dazu, dass er explodiert, oder melancholisch wird, oder weint. Hinterher heißt es dann, die Journalistin Kiyak war es, die ihn von einer Seite zeigte, die man von ihm bisher nicht kannte. Und die Kellner werden auf die Sofaecke zeigen und sagen: »Ja, hier war es, wo das junge Ding den Özdemir zum Weinen gebracht hat!«

Es ist auch schon ein großer Gewinn, wenn man einen Berufspolitiker dazu bewegen kann, sich mehr als eine Stunde zur Verfügung zu stellen, und so war ich einigermaßen stolz, als die Nachricht aus dem Brüsseler Büro kam, in der es hieß: »Wir haben ausreichend Zeit für das Interview mit Herrn Özdemir.«

Hätte ich die Wahl gehabt, den mächtigsten Mann der Welt treffen zu dürfen oder Cem Özdemir, ich hätte mich immer für Cem Özdemir entschieden. Erst jetzt, nach der Begegnung mit ihm, wäre ich neugierig auf den mächtigsten Mann der Welt. Das ist schwer zu erklären, ohne pathetisch zu werden, aber ich habe nur diese Erklärung:

Stellen Sie sich vor, Sie sind das Kind einer emigrierten Arbeiterfamilie und haben eine Schullaufbahn vor sich, von der die Mehrheitsgesellschaft genauso wie die eigene ethnische Gemeinschaft ausgeht, dass Sie es keine drei Schritte weiter bringen werden als Ihre Eltern. Und Sie schauen sich um und sehen, dass tatsächlich alle Kinder um Sie herum in die gleichen sozialen Fußstapfen wie ihre Familien treten. Dann schauen Sie in die Buchhandlungen und sehen dort Bücher von Menschen aus aller Welt, aus Amerika, Europa oder Deutschland, nur einen türkischen Roman suchen sie vergeblich, weder von einem lebenden noch von einem toten Schriftsteller. Sie schauen ins Fernsehen und sind ganz aufgeregt, weil ein Tatort mit Renan Demirkan gespielt wird, und Sie schauen weiter fern, in der Hoffnung, dass Renan Demirkan noch einmal in einer Sendung mitspielt, um zu studieren, wie sie sich bewegt, wie sie guckt und lacht, aber Sie haben Pech, Sie erwischen sie so schnell nicht wieder.

Irgendwann erzählt Ihnen jemand, dass irgendeine türkische Bekannte ein Fach auf Lehramt studiert, und Sie können sich beim besten Willen nicht vorstellen, wie die jemals vor einer Klasse stehen und unterrichten wird. Wird sie mit den türkischen Grundschulern wirklich Deutsch sprechen, wird sie im Lehrerzimmer Kaffee trinken, statt Tee aus einem Glas mit Goldrand? Sie schauen sich um, und alle Türken, die Sie kennen, arbeiten am Fließband und benehmen sich, egal wo sie sich

aufhalten, peinlich. In der Arztpraxis versinken Sie vor Scham im Stuhl, weil ein schlecht angezogenes Pärchen – sie mit schief sitzendem Kopftuch, er mit Schuhen, die er mit eingedrückter Hinterkappe wie Puschen trägt – immer wieder zur Anmeldung gehen, weil sie Angst haben, nicht dranzukommen. Er stammelt ganz aufgeregt: »Notfall, Notfall, meine Frau Notfall!«, die Frau aber sieht putzmunter aus. Und Sie denken, warum gehöre ich bloß zu denen, hoffentlich bringt mich niemand mit denen in Verbindung, als die Sprechstundenhilfe Sie auch schon flehentlich anschaut und bittet: »Könnten Sie nicht mal übersetzen, der Herr versteht das Prinzip der Reihenfolge nicht.«

Und eines Tages, es ist das Jahr 1994 und ich bin 18 Jahre alt, bin ich die einzige türkische Kurdin im Jahrgang, die das Abitur gemacht hat, mir steht die Welt offen und ich weiß nicht wohin. Meine Eltern zählen auf, was ich alles werden könnte, und nennen mir Beispiele von berühmten Frauen, allesamt in der Türkei erfolgreich, und als ich sie darauf aufmerksam mache, dass wir aber in Deutschland sind und nicht in der Türkei, fällt meinem Vater noch die Ehefrau von Mahatma Gandhi ein, die immerhin stets zu ihrem Mann gehalten hätte, und so jemand könnte ich unter Umständen auch werden, eine gebildete treue Ehefrau. Es gab einfach kein Vorbild in Deutschland, an dem ich mich hätte messen können, jemand, der genau wie ich aus einfachen Verhältnissen kommt und es für jedermann sichtbar geschafft hat.

Im Spätsommer 1994 gab es auf einmal jemanden mit dunklen Haaren, dessen Name aus deutschem Mund immer anders klang als aus unserem Mund. *Tzem Özdemir* klang das immerzu, und ich zuckte jedes Mal zusammen. Cem Özdemir saß in Talkshows, war in allen türkischsprachigen Zeitungen zu sehen. Er war für unseren türkisch geprägten Geschmack etwas zu

schmal geraten und saß nicht breitbeinig genug, »Setz dich doch mal ordentlich hin, wie ein Kerl«, dachte ich und »Lass sie nicht aussprechen, los, brüll dazwischen, zeig ihnen, aus welchem Holz wir sind!«. Ich bekam immer seltsam feuchte Hände, wenn ich ihn reden hörte, wenn ich sah, wie sich sein ganzes Gesicht beim Sprechen bewegte – das alles war wie bei *uns*. Er konnte sich benehmen und artikulieren, trug ordentliche Klamotten, endlich, endlich musste ich mich einmal nicht schämen.

Fragen Sie einen anderen türkischen Migranten nach Cem Özdemir, er wird Ihnen eine andere Geschichte erzählen, aber er wird auf jeden Fall eine erzählen. Es gibt bei seinem Namen kein gelangweiltes Achselzucken, ich habe es noch nicht erlebt. Manchmal telefoniere ich mit »meinen« deutsch-türkischen Mandatsträgern, und ich kann sicher sein, wann immer einer von denen eine E-Mail von Özdemir bekommen oder mit ihm ein Glas Ayran getrunken oder getanzt hat oder mit seiner Frau mittagessen war, ich werde es erfahren, ohne danach zu fragen. Mein Vater sagt gerne: »Cem ist unsere erste Hoffnung gewesen«, und auch das gehört dazu, Cem Özdemir ist Cem und er war der Erste im Bundestag, er saß und stand mit den Mächtigen, wie man im Türkischen sagt.

Wäre Cem Özdemir das Kind einer Akademikerfamilie gewesen, er hätte nach seiner Flugmeilenaffäre keine Fans mehr gehabt. Dann hätten wir gesagt, so sind sie eben, die Akademikerkinder, sind stolz, kein BAföG gekriegt zu haben, fliegen auf Kosten des Steuerzahlers und leihen sich Geld von irgendwelchen Beratern. Aber Cem tat uns leid, und wir konnten es uns einfach nicht anders erklären, als dass er da in eine Sache reingeraten ist, ... vielleicht hat ihm jemand ein Bein gestellt, ... vielleicht, vielleicht, vielleicht.

Für uns hatte er seinen Glanz nicht verloren, im Gegenteil, er hat sich entschuldigt und ist hoch erhobenen Hauptes gegang-

gen. Heute sitzt er im Europaparlament – ist sowieso alles viel wichtiger als die Bundespolitik –, so sieht es durch unsere Brille aus, und aus diesem Grund werde ich während des Gesprächs diese Episode nicht ansprechen. Denn den, den man bewundert, dem stellt man keine Frage, deren Antwort tausendfach nachzulesen ist.

Und so habe ich mir vorgenommen, auch nicht über den Türkeibeitritt in die EU zu sprechen, man kennt die Position, früher war er gegen die herrschenden politischen Verhältnisse in der Türkei und ihre autoritären Machthaber, nun ist er für einen Beitritt. In der Frage der Geschichtsaufarbeitung über das dunkle Kapitel mit den Armeniern hat er immer wieder dafür plädiert, die Archive für die Historiker zu öffnen. Er nahm das Wort Kurde in den Mund, als das in der Türkei noch einem Solidaritätszeugnis mit der kurdischen Untergrundorganisation PKK gleichgesetzt wurde. Wir haben uns oft gefragt, was aus Cem Özdemir geworden wäre, wenn er die gleichen Positionen als türkischer Politiker vertreten hätte. Es ist nur Spekulation, aber der berühmt-berüchtigte Paragraf 301, der 2005 in Kraft getreten ist und die Verunglimpfung des Türkentums mit einer Haftstrafe von sechs Monaten bis zu zwei Jahren bestraft, hat bislang auch vor Nobelpreisträgern nicht haltgemacht.

So sitze ich also mit Cem Özdemir im Kreuzberger Café Advena, dessen Besitzer auch aus der Türkei stammen, er bestellt sich eine Möhrensuppe, und mir fällt ein, dass er Vegetarier ist, und auf einmal ist alles so normal. Bevor er isst, steht er auf und sagt: »Ich muss mal für kleine Jungs«, und ich sitze und denke noch: »Wow, er isst Möhrensuppe und sagt, »für kleine Jungs.« Später kommen noch seine Ehefrau und seine argentinische Schwiegermutter dazu, und Cem Özdemir stellt mir jemanden vor, der ihm bei seinem Umzug in die neue Wohnung geholfen

hat. Der ebenfalls türkisch sprechende Mann lächelt, wie ich finde, etwas verlegen, aber stolz.

Nach unserem Gespräch sitze ich in der Tram und denke, meine Güte, da haben sich eben eine Journalistin und ein Politiker getroffen, und beide stammen zufällig aus einer türkischen Migrantenfamilie, warum dieser innere Aufruhr? Auf der einen Seite finde ich die Gründe dafür reichlich pathetisch. Und auf der anderen Seite frage ich mich, wie oft kommt denn eine solche Situation vor, und ich befinde, ehrlich gesagt: nicht oft. Jedenfalls nicht öfter, als eine Journalistin einen bekannten Politiker zum Explodieren oder Weinen bringt.

\* \* \*

Herr Özdemir, noch nie wurde der Islam in der bundesrepublikanischen Geschichte so interessiert zur Kenntnis genommen wie heute. Erlauben Sie mir die Gretchenfrage: Welche Rolle spielt die Religion in Ihrem Leben?

*In meinem Privatleben spielt Religion keine große Rolle, aber sehr wohl die Werte, die ich damit verbinde, ob nun im Islam oder im Christentum. Ich habe übrigens immer am Religionsunterricht teilgenommen, und zwar am evangelischen. Für meine Mutter, die gläubige Muslimin ist, war das kein Problem. Islamischen Religionsunterricht gab es nicht, und sie sagte, dass ich am Unterricht teilnehmen sollte, damit ich auch etwas über Religion erführe.*

Sind Sie auch in die Kirche gegangen?

*Zu Anfang eines Schuljahres im baden-württembergischen Bad Urach, wo ich aufgewachsen bin, ging die ganze Schule zum Gottesdienst, und ich ging selbstverständlich mit.*

Hat das Ihre Mutter nicht befremdet?

*Nein, überhaupt nicht. Für sie, die in Istanbul aufgewachsen ist, war das Kircheninnere genauso normal wie die Synagoge. Sie wuchs dort damit auf, dass es quasi mehr Kirchen als Moscheen gab. Übrigens haben wir auch den evangelischen Pfarrer zu uns nach Hause eingeladen, weil er am Dialog mit Muslimen interessiert war. Und so viele Muslime gab es in unserer Gegend damals nicht.*

Waren Sie der einzige muslimische Schüler im evangelischen Religionsunterricht?

*Ja. Ich war auch der einzige Türke in der ganzen Klasse.*

Was haben Sie dort gelernt?

*Es erschien mir, als ob einige unserer eher linken Religionslehrer im Unterricht nur drei Themen behandeln wollten: Sekten, Sexualität und Drogen. Das galt damals als progressiv. Ein Wunder, dass ich nicht aus Neugier mit Drogen experimentierend, sexuell verwirrt bei einer Sekte gelandet bin.*

Aber irgendwann müssen die Ihnen doch auch etwas über die Evangelien erzählt haben?

*Ich hatte tatsächlich ganz gute Noten in Religion, weil ich mich beispielsweise sehr für die vier Evangelien interessiert habe. Der historisch kritische Diskurs, die Frage, woher die Evangelien abstammen, was deren Gemeinsamkeiten sind, auf welche Quellen sie sich stützen, das alles fand ich deutlich spannender als etwa Sektenkunde.*

Wurde auch mal eine kleine Sondereinführung in den Islam veranstaltet?

*Eine Lehrerin holte mich einmal an die Tafel, nach dem Motto: Wir haben einen Muslim in der Klasse, toll, der soll uns jetzt mal den Islam erklären. Ich konnte allerdings überhaupt nichts erklären. Nur so viel, dass meine Mutter vor dem Schlafengehen betet. Aber nicht doch, sagte sie, das ist doch nicht der Islam. Ein richtiger Muslim, dozierte sie, muss nach Mekka pilgern. Was soll ich denn da, fragte ich zurück, dort kenne ich niemanden. Daraufhin sagte sie, da musst du mit deiner Familie hin, und fasten musst du auch, das gehört zu den fünf Säulen.*

Und dann?

*Ich bin nach Hause gegangen und habe meiner Mutter erzählt, dass die Lehrerin indirekt meint, wir seien keine guten Muslime. Daraufhin sagte meine Mutter diesen einen Satz, der mir wie in Stein gemeißelt in Erinnerung geblieben ist: »Lass deine Lehrerin entscheiden, was gute Christen sind, und lass uns entscheiden, was gute Muslime sind. Das muss sie nicht für uns entscheiden und wir nicht für sie!«*

Das klingt sehr souverän, oder?

*Ja, deshalb erinnere ich mich auch bis heute daran. In der Erziehung meiner Mutter spielte der Islam trotz ihrer Gläubigkeit keine große Rolle. Da ging es um allgemeingültige Werte wie Ehrlichkeit, Höflichkeit, Gastfreundschaft oder dass man niemanden bestiehlt.*

Das ist in der Tat eher eine Erziehung, die auf der Grundlage von Moral und Ethik steht, ich erkenne da nichts spezifisch Muslimisches.

*Ich würde das eine Erziehung im Sinne eines kulturellen Islam nennen.*

Wurde bei Ihnen zu Hause gesagt, tu dieses oder jenes nicht, weil sich das nicht für einen guten Menschen oder weil sich das nicht für einen guten Muslim gehört?

*Es wurde gesagt, dass ich mich benehmen soll, das gehört sich so für einen guten Menschen. Aber das war identisch mit »ein guter Muslim sein«, und das ist letztendlich das, was die Religion dir gibt, ich sehe da keinen Widerspruch. Nennen wir es den Volksislam. Übrigens meinten meine Eltern in meiner Kindheit gelegentlich auch, dass »wir« als Gäste in Deutschland vorsichtig sein müssten, um nicht negativ aufzufallen. Später habe ich es mal als die »Maxime der Unauffälligkeit« bezeichnet.*

Mustafa Kemal Atatürk gründete 1923 die türkische Republik. Fortan gab es nur noch ein Leben nach weltlichen Gesetzen, der Rest war Folklore.

*Die Lebensart und Interpretation des Islam ist eben vielfältig. Es gibt Muslime, die fasten, aber dennoch Alkohol trinken, solche, die ein Kopftuch tragen und nicht fasten oder solche, die kein Kopftuch tragen, fasten und keinen Alkohol trinken. Eine komische Synthese eigentlich, eine Religion, die wie ein Patchwork funktioniert. Man interpretiert die Religion so, wie es zu den Lebensbedingungen passt. Aber das hat es auch schon vor Atatürk gegeben, er hat nur formalisiert und radikalisiert, was ohnehin in der Gesellschaft vorhanden war.*

Meine Großmutter beispielsweise berichtet über die guten alten Zeiten vor der Gründung der Republik, in der jeder friedlich Tür an Tür lebte. Der Traditionalist neben dem Liberalen, der

Jude neben dem Muslim, Aleviten neben Sunniten und so weiter. Multikulti würde man das heute nennen.

*Es gab hier ein tscherkessisches Dorf, dort ein kurdisches, daneben ein griechisch-orthodoxes, jüdisches und so weiter. Die Menschen lebten auf dem Lande eher nebeneinander als miteinander, aber das immerhin friedlich.*

Wie erklären Sie sich dann die romantische Vorstellung meiner Großmutter, die erzählte, wir haben alle gemeinsam gegessen und getrunken?

*Unsere Großeltern haben das deshalb erzählt, weil das wahrscheinlich auch so war, vielleicht am Wochenende auf einer Hochzeit. Aber dann sind alle wieder in ihre Dörfer zurückgekehrt.*

Es gab aber einen Minderheitenschutz, das wissen Sie.

*Ja, die Christen waren beispielsweise Schutzbefohlene des Sultans. Verglichen mit den damaligen Zuständen in Europa, stand Christen und Juden immerhin die Möglichkeit offen, im Staat Karriere zu machen. Eine Großzügigkeit, die man sich heute in der modernen türkischen Republik ebenfalls wünschen würde. Die mangelnde Reformfähigkeit des Reiches einerseits und die durch die Kolonialmächte unterstützten Unabhängigkeitsbestrebungen von Arabern, Griechen und Armeniern mündeten schließlich in der Entstehung des türkischen Nationalismus, quasi als Antwort auf den Niedergang des Osmanischen Reiches, mit allen negativen Begleiterscheinungen bis zu den Verbrechen des Jahres 1915 an Armeniern und Assyrern.*

Es gab jedenfalls einen Minderheitenschutz ohne Wahlrecht und Aufstiegsmöglichkeiten. Das ist die ganze Wahrheit, die die

Generation der Urgroßeltern unterschlagen hat, also kein wirkliches Multikulti.

*Die multikulturelle Gesellschaft ist eine Erfindung der Großstädte. Man lebt nicht mehr in einem Dorf und heiratet zwangsläufig außerhalb der Religionsgemeinschaft. Auf dem Land in der Türkei sind gemischte Ehen heute noch die Ausnahme. Und in Deutschland war das ja auch lange so, da galt eine Ehe zwischen einem Protestanten und einer Katholikin ja quasi als binational.*

Sie sind verheiratet mit einer Argentinierin, ich würde das multikulturell nennen. Wie oft werden Sie darauf angesprochen?

*Oft, meistens eingeleitet durch die Frage: »Ihre Frau ist doch Türkin, oder?« Das fragte mich neulich auch die Frau eines deutschen Botschafters. Ich erwiderte, dass meine Frau keine Türkin ist. Aha, also eine Deutsche, meinte sie daraufhin, woraufhin ich ihr sagte, dass sie Argentinierin ist. Dann kam die Frage nach den Kindern, wir haben eine kleine Tochter. Sie meinte daraufhin, das sei schwierig, oder?*

Wieso schwierig?

*Das fragte ich sie auch, was soll daran schwierig sein? Na ja, meinte sie, spätestens, wenn meine Tochter in die Pubertät käme, würde ich doch Probleme mit meinem Kulturverständnis bekommen. Und mit meinem Verständnis von Ehre.*

Nach dem Motto, die Probleme werden damit beginnen, dass die Tochter in die Disco will.

*So in etwa. Und da dachte ich, okay, ich versuche es mal mit Humor: Stimmt, das wird schwierig, wenn meine Frau meiner Tochter das*

*Ausgehen verbieten will und ich es ihr aber erlaube, weil ich ihr doch immer alles erlaube. Die Frau bekam einen ganz ernsten Gesichtsausdruck und sagte: »Ziehen Sie das nicht ins Lächerliche, Sie wissen genau, was ich meine, Sie sind Muslim und werden das nicht leugnen können!«*

*Es gibt darauf eigentlich nur zwei mögliche Reaktionen. Entweder man steht auf und geht einfach. Oder man sagt: Ich weiß nicht, aus welcher Kultur Sie kommen, aber ich komme aus einer aufgeklärten. Und dann die Antwort abwarten. Zurück zum Beispiel: Die anwesenden Deutschen im Raum, soweit sie die beispielsweise in den USA unvorstellbare Konversation mitbekommen haben, zogen es vor, nichts zu sagen.*

Die Vorbehalte kommen aber doch nicht von ungefähr. Die türkische Rechtsanwältin Seyran Ateş, die auch gerne Frauenrechtlerin genannt wird, vermittelt den Eindruck, im Namen aller türkischen Frauen zu sprechen, wenn sie sagt, dass die Mehrheit unglücklich sei, weil sie unterdrückt wird.

*Ich kenne Seyran Ateş und ich mag sie sehr. Sie sagt viele richtige Dinge, die aus ihrer Praxis heraus als Anwältin zutreffen. Nur, und das sage ich ihr auch, in ihre Kanzlei kommt eben nicht das glückliche Ehepaar, wo Mann und Frau sich lieben.*

Mit Necla Kelek haben wir aber eine Soziologin, die ebenso vor den muslimischen Kräften in Deutschland warnt.

*Die Strategie, vorhandene Missstände in der Gesellschaft zu beschreiben und die Themen zu popularisieren, ist wichtig und legitim, aber dann so zu tun, als täte man das mit einem wissenschaftlichen Anspruch, das finde ich durchaus problematisch. Selbst wenn es nicht explizit als wissenschaftlich dargestellt wird, wird es doch so rezipiert*

*und ist genauso bedenklich wie der darauf folgende Diskurs. Der verläuft nach den gleichen Regeln, indem man sagt, ich kenne doch aber welche, die leben ganz anders. Das bringt uns nicht weiter.*

Was aber ist die Lösung?

*Es müssen mehr Menschen an diesen Diskursen teilhaben und vor allem in der Lage sein, es zu können. Die Generation meiner Eltern hat nicht viele Intellektuelle hervorgebracht. Auch deshalb erleben wir im Moment nur Teilrealitäten. Wir bräuchten in dieser Gesellschaft viel mehr Journalisten, Politiker, Unternehmer, Sportler, Künstler und so weiter mit Migrationshintergrund, so dass man an der Realität nicht mehr vorbeisehen kann. Deshalb unterstütze ich auch alle Stiftungen, die Jugendliche mit Migrationshintergrund fördern, etwa Bosch, Hertie, Vodafone oder Körber.*

Teilhabe setzt doch aber auch voraus, dass einer nicht nur teilhaben lässt, sondern dass gleichzeitig auch ein anderer teilhaben will. Der Journalist Henryk M. Broder sagte neulich in einer öffentlichen Journalistenrunde, in keinem anderen Einwandererland würden die Migranten ihre Aufnahmegesellschaft so sehr verachten, wie es die Muslime in Deutschland tun. Der ganze Saal tobte begeistert zustimmend, das Publikum bestand zu großen Teilen aus Intellektuellen, Politikern, Medienschaffenden. Er nannte Amerika als glänzendes Beispiel, in dem die Einwanderer sich nach ein paar Wochen nicht nur zu Amerika bekennen würden, sondern sich selbst Amerikaner nennen.

*Broder ist ein kluger Mensch, er hat bekanntermaßen auch Freude an der Provokation, und für eine gute Pointe ist er leider manchmal auch bereit, über das Ziel hinauszuschießen. Auch wenn wir nicht in allem*

*übereinstimmen, so bin ich in einem Punkt doch ganz bei ihm, nämlich was die Identität betrifft. Ich möchte in diesem Land eine Elite, ich nenne es bewusst Elite, die exzellent Deutsch spricht und sich gut auskennt. Und sich vor allem nicht so verhält, als würde sie sich hier in Deutschland auf feindlichem Territorium bewegen. Ich wünsche mir, dass die Eingewanderten ganz im amerikanischen Sinne sagen, dieses ist mein Land, meine Gesellschaft, ich habe eine Bindestrich-Identität, ich bin Deutsch-Türke, also Inländer. Und wenn jemand sie anmacht, sie seien doch keine richtigen Deutschen, dann sollten sie nicht kapitulieren, sondern sich bewusst machen, dass es auch in ihrer Hand liegt, dieses Deutschsein zu definieren.*

Welche Rolle spielt dabei die Staatsbürgerschaft? In Amerika bekommt man sie mit der Geburt, in Deutschland muss man sie beantragen. Das kommunale Wahlrecht beispielsweise gilt nur für EU-Ausländer.

*Ja, das ist leider so. Aber dann muss man eben die Staatsbürgerschaft beantragen.*

Oder das Wahlrecht ändern.

*Ich wünsche mir auch ein kommunales Wahlrecht für Nicht-EU-Ausländer. Es ist absurd, dass manche nach 20 Jahren nicht wählen dürfen, aber ein EU-Ausländer nach drei Monaten das kommunale Wahlrecht erhält. Aber um die Verfassung zu ändern, brauchen wir eine Zwei-Drittel-Mehrheit. Und ich sehe leider nicht, dass diese Mehrheit in absehbarer Zeit zustande käme.*

Man kann aber als Partei die politische Einladung zur Einbürgerung formulieren. Sie könnte so lauten: »Lasst euch einbürgern. Wir laden euch herzlich dazu ein!« Diese Einladung höre ich

nicht, auch nicht von den Grünen. Man muss das schon deutlich verkünden, und zwar dort, wo man Migranten antrifft. Oder kommen die zu Ihren Parteiversammlungen?

*Anfang der 1990er Jahre habe ich meine erste Einbürgerungsaktion gemacht. Nachdem wir gemeinsam die Anträge ausgefüllt haben, sind wir auf das jeweilige Rathaus gegangen, um für weitere Einbürgerungen zu werben, die Presse immer dabei. Die Grünen fordern Migranten ausdrücklich dazu auf. Jede Einbürgerung ist aus unserer Sicht ein Erfolg, schließlich werden deutsche Pässe nicht verschenkt.*

*Migranten kommen zu meinen Veranstaltungen. Und ich besuche die Menschen in den Elternvereinen, im alevitischen Cemhaus, in der Moschee und den Sportverbänden. Die Politikverdrossenheit, die wir in der Gesellschaft haben, umfasst eben auch die Migranten. Warum sollten die aktiver sein und sich auf Parteiversammlungen sehen lassen? Übrigens befürwortet die Türkei mittlerweile selber den Wechsel zur deutschen Staatsangehörigkeit, indem sie die Türkischstämmigen auffordert, endlich Teil der Gesellschaft zu werden, in der sie leben und in der ihre Kinder geboren und groß werden.*

Die türkische Regierung befürwortet den Wechsel zur deutschen Staatsbürgerschaft aber nicht konsequent. Jeder eingebürgerte Türke hat die Möglichkeit, seinen türkischen Pass wiederzubekommen. Dieser wird dann, wann immer nötig, verlängert, dadurch kommt es faktisch zur doppelten Staatsbürgerschaft, die es in Deutschland eigentlich nicht gibt. Dieses Schlupfloch kann nur von der Türkei geschlossen werden.

*Wer sich einbürgern lassen will, muss erst seine türkische Staatsbürgerschaft aufgeben. Es besteht danach bekanntermaßen die Möglichkeit, den türkischen Pass wieder zu beantragen, aber der türkische Staat zwingt niemanden dazu. Nichtsdestotrotz ist es ärgerlich, wie*

*strikt Deutschland mit der Mehrstaatlichkeit umgeht, jedenfalls bei den Türken. Wenn man nämlich die gesamte Einbürgerungsstatistik betrachtet, dann erfolgt in Deutschland fast jede zweite Einbürgerung mit Beibehaltung des ursprünglichen Passes. Bei Türken tut man so, als wären sie nicht in der Lage, trotz Doppelpass Deutschland gegenüber loyal zu sein, bei anderen Nationalitäten ist das offenbar kein Problem.*

Bevor man aber den ersten Schritt wagt, die deutsche Staatsbürgerschaft zu beantragen, muss man sich grundsätzlich Gedanken machen. Der Gang ins Amt für Einbürgerung und ins türkische Konsulat geschieht ja nicht automatisch. Was waren Ihre Gründe?

*Ich habe meinen Antrag aus zwei Gründen gestellt. Erstens, weil ich mit 16 Jahren schon bei den Grünen war und es mich geärgert hat, dass ich nicht wählen durfte. Und der zweite Grund war der Militärdienst, ich konnte mir mich damals einfach nicht in der türkischen Armee vorstellen.*

Aus Gründen des Pazifismus, nehme ich an.

*Man konnte ja nicht einfach verweigern und Zivildienst ableisten. Außerdem hatte es auch mit der politischen Lage in der Türkei zu tun, schließlich war das die Zeit nach dem Militärputsch 1980, als systematisch gefoltert wurde und Menschen einfach verschwanden. Es kam für mich nicht in Frage, in der Armee Dienst zu leisten. Auch keinen verkürzten, den man sich damals noch für 20 000 Mark erkaufen konnte.*

Anfang der 1980er Jahre waren Sie auf dem türkischen Konsulat sicher noch eine Ausnahme. Mussten Sie den türkischen

Beamten erklären, warum Sie die Staatsbürgerschaft wechseln wollten?

*Die Türkei wollte mich nicht aus der Staatsangehörigkeit entlassen. Es galt die Auffassung, dass erst der Wehrdienst abzuleisten sei, dann wäre die Entlassung möglich. Und dann die Sprüche: Warum willst du Deutscher werden, liebst du denn dein Land nicht? Mit meinem damals schlechten Türkisch habe ich versucht zu erklären, dass ich mir die Sache lange überlegt und mich nun einmal entschieden hätte. Auf dem Konsulat schickten sie mich erst einmal nach Hause und sagten, dass ich das nächste Mal mit meinem Vater kommen soll.*

Lassen Sie mich raten, Ihr Vater war wahrscheinlich genauso wenig begeistert von der Idee, wie viele andere Väter zu dieser Zeit auch.

*Ich hatte meinen Vater gerade überzeugt, dass er mir den Wechsel erlaubt, und nun sollten wir gemeinsam antreten. Die Beamten auf dem Konsulat meinten zu ihm, nun schicken wir Ihren Sohn erst einmal in die Armee und dort lernt er endlich ordentlich Türkisch. Das ist eine Schule für das ganze Leben, und wenn er wiederkommt, ist er erwachsen geworden, und dann reden wir noch einmal über die Angelegenheit, gewissermaßen von Mann zu Mann. Ich beobachtete meinen Vater, die Zweifel an meinem Vorhaben waren ihm wieder ins Gesicht geschrieben. Ich war allerdings fest entschlossen.*

Warum war Ihr Vater gegen den Wechsel der Staatsangehörigkeit?

*Wie Sie schon sagten, damals gab es relativ wenige Einbürgerungen. Meine Eltern hatten Angst, dass ich nie wieder in die Türkei gehen darf und meine Verwandten sehen kann. Das war kurz nach dem*

*Militärputsch, und niemand wusste so recht, wie es mit der Türkei weitergehen würde.*

Inwieweit spielte die Idee, ich bin ein Deutscher und kein Türke, eine Rolle?

*Das hat mich nicht sonderlich interessiert.*

Sie nicht, aber offensichtlich Ihre Familie.

*Für mich war klar: Ich lebe in Deutschland, hier fühle ich mich zu Hause, hier sind meine Freunde, hier bin ich politisch aktiv, hier kenne ich mich am besten aus, und hier will ich mitwirken.*

Ich habe eine These. Alle türkischen Staatsbürger, die die deutsche Staatsangehörigkeit annehmen, machen ihre Identität nicht am Pass fest. Die deutsche Staatsbürgerschaft als identitätsstiftende Maßnahme ist die Ausnahme, die Gründe für die Einbürgerung lauten häufig, weil es halt praktischer ist. Das erklärt, weshalb so wenige eingebürgerte Türken ihren türkischen Pass abgeben.

*Vielleicht weil sie glauben, dass der türkische Pass ihr Türkischsein rettet, was natürlich Blödsinn ist. Der Pass ist ein Stück Papier. Ich spreche mittlerweile besser Türkisch als manche Berufstürken und kenne mich auch in der Türkei besser aus als manche, die außer Izmir und Istanbul und vielleicht noch Bodrum, wo sie ihre Urlaube verbringen, nichts anderes von der Türkei gesehen haben, aber mir große Vorträge halten über die Bewahrung des Türkentums bis hin zum Vorwurf, ich würde meine Herkunft verleugnen oder gar verraten. Die Liebe zur Türkei äußert sich nicht dadurch, dass man alles großartig findet, sondern indem man dazu beiträgt, dass der Reformweg fortgesetzt wird.*

Das hat aber damit was zu tun, dass Sie Politiker sind, Herr Özdemir, das gehört sich so, dass man politische und historische Vorgänge kennt.

*... Nein, nein, ich habe nicht immer fließend Türkisch gesprochen, ich musste es wieder erlernen. Auch die anderen Kenntnisse musste ich mir erarbeiten. Das ist auch eine Frage des Maßstabs. Schauen Sie, man kann seine Verbindung zu einem Land an Fahne und Pass festmachen oder an der Pflege der Sprache, Literatur und Kultur, das sind zwei unterschiedliche Philosophien.*

Beide Philosophien sind aber legitim, die patriotische genauso wie auch die kulturelle Identität. Waren Sie eigentlich erst Vegetarier oder erst Grüner?

*Erst Grüner.*

Die Reihenfolge war also, grün, vegetarisch, deutsch, Pädagoge.

*In etwa, und immer war es für meine Eltern wie eine kleine Bombe.*

Das heißt, die Luft hat zu Hause jedes Mal ordentlich gebrannt?

*Genau. Apropos gebrannt: Die Grünen waren damals eine Partei, die man gleichgesetzt hat mit wilden Haschischorgien und entsprechendem Outfit.*

Meine Eltern haben immer gesagt, wenn es müffelt, ist es ein Grüner.

*Gerne auch mal in Schlappen statt in Schuhen.*

Und bei Männern ein Ohrring.

*Hatte ich auch. Meine Mutter hat mir die Risse in der Jeans immer wieder zusammengenäht. Ich konnte ihr nicht erklären, dass das so sein muss. Bis mein Vater die Hose dann mit der Schere vernichtet hat.*

Was war schlimmer: Vegetarier oder Parteieintritt?

*Es gab kein Schlimmer. Es war alles gleich schrecklich. Vegetarismus war für meinen Vater Selbstmord auf Raten. Er hat es mir regelrecht verboten. Wir haben deshalb bis aufs Messer gekämpft, das ging fast bis zur Zwangsernährung. Und die Grünen galten für die Türken nicht als Partei. Das war für sie eine komische Veranstaltung von achselbehaarten Frauen und Männern in Strickpullovern, und dazwischen rennen Kinder und Hunde umher. So sahen doch damals die Bilder in den Nachrichten von unseren Parteitagen aus.*

Bei meinen Eltern hat sich die Einstellung zu den Grünen erst geändert, als sie zu einem Hoffest eingeladen wurden, auf dem es eine Art Yoghurtsuppe gab, wie sie sie auch aus der türkischen Küche kannten. Zur politischen Aktivität hat es aber nie gereicht. Waren Ihre Eltern politisch aktiv?

*Sie haben sich zwar für Politik interessiert, waren aber nie richtig organisiert, außer einer kurzen Phase im türkischen Elternverein, den sie allerdings schnell wieder verließen, als es Streit um die politische Vorherrschaft gab. Ich war allerdings recht früh politisch aktiv. Ich ging auf die Realschule und hatte immer politisch interessierte Freunde, die das Gymnasium besuchten. Es war die Zeit der Antiatomkraftbewegung und des Protests gegen die geplanten NATO-Mittelstreckenraketen. Im »Politischen Arbeitskreis«, wie wir ihn nannten, war ich der einzige Nichtgymnasiast und Migrant.*

Wann haben Sie sich das erste Mal für irgendetwas engagiert?

*Zu meiner Zeit als Schülersprecher gab es den »Bundesverband für Selbstschutz«. Wir wollten einen »Erste-Hilfe-Schein« machen, den man später auch für den Führerschein gebrauchen konnte. Dieser Erste-Hilfe-Kurs stellte sich aber mehr oder weniger als ein Vorbereitungskurs für einen ABC-Krieg heraus, durchgeführt von ebenjenem Verband. Das hat mich so geärgert, dass ich das verhindern wollte.*

Was sprach gegen die Schutzmaßnahmen im Falle eines ABC-Krieges?

*Die Soziologiesoße in Sachen Atomkrieg, die über uns ausgekippt wurde, hat mich gestört. Außerdem wussten wir doch schon damals, dass es in einem solchen Krieg praktisch keine Überlebensstrategien gibt. Was ist denn das für eine Verharmlosung? Loch buddeln oder Aktenkoffer auf den Kopf. Ich habe jedenfalls einen Leserbrief an die Zeitung geschrieben, in dem ich die Vorgänge an meiner Schule geschildert habe. Der Schuldirektor hat mich dann am nächsten Tag in einer Sondersitzung vor der gesamten Schülermitverwaltung klein gemacht und sich bei den ebenfalls anwesenden Herren des Bundesverbandes für mein Verhalten entschuldigt.*

Das Ende vom Lied war was?

*Das Ende vom Lied war, dass ich Jahre später im Innenausschuss des Bundestages saß, der diesen Bundesverband abgewickelt hat. Ich hatte eine tierische Freude dabei und war wahrscheinlich der Einzige, der nicht einfach nur dem Antrag zugestimmt hat, sondern innerlich auch gefeiert hat.*

Gab es denn auch einen Erfolg, als Sie noch kein Politiker waren?

*Meine Mutter fuhr immer mit dem Zug von Bad Urach zur Arbeit in die Papierfabrik der Nachbargemeinde. Eines Tages wurde die Strecke stillgelegt, und die Gleise sollten herausgerissen werden. Mit ein paar Freunden habe ich mich dafür eingesetzt, dass die Gleise der Ermstalbahn erhalten bleiben. Wir haben jahrelang Sonderzugfahrten organisiert, ich habe Bahnhofswärter gespielt und die Durchsagen gesprochen. Wir wurden für unser inniges Verhältnis zum öffentlichen Verkehr belächelt. Heute ist es eine Selbstverständlichkeit, dass der Zug wieder fährt. Wären die Gleise damals herausgerissen worden, könnte ich heute nicht mit dem Zug zu meiner Mutter fahren.*

Kann man diese Erfahrungen als politische Initialzündung bezeichnen?

*Ganz sicher. Mich hat diese Aktion gelehrt, dass man immer Freunde braucht und dass sich Überzeugungsarbeit lohnt. Das habe ich im Kleinen gelernt, und nichts anderes mache ich nun in einem größeren Rahmen. Die Freunde heißen heute Partner, und die Zusammenarbeit ist das Bündnis oder die Koalition.*

Wie haben Ihre Eltern Ihre Entscheidung, Pädagoge zu werden, aufgenommen?

*Seltsame Kleidungsgewohnheiten, Verzicht auf den Wehrdienst, Eintritt bei den Grünen und dann Erzieher. Das hat das Fass zum Überlaufen gebracht.*

Das Problem war, dass Sie ein Mann waren?

*Nicht nur, für meine Eltern war das kein bürgerlicher Beruf. Die saßen mit ihren Freunden beisammen und sprachen über die Berufe der Kinder. Mein Vater erzählte, dass alle einen anständigen Beruf hätten, der eine ist Kfz-Mechaniker, die anderen sind Arzt oder Ingenieur. Nur er wäre gezwungen zu sagen, mein Sohn spielt mit Kindern!*

Herr Özdemir, mit Verlaub, Sie waren eine einzige Enttäuschung!

*(lacht) Ja, in der Tat.*

Von 1994 bis 2004 waren Sie im Deutschen Bundestag vertreten, Sie waren der erste prominente türkeistämmige Politiker. Um Sie ein wenig zu trösten, bei uns zu Hause war Ihre politische Tätigkeit ständig Thema. Wenn mein Vater Sie im Fernsehen sah, hat es ihn nicht mehr auf dem Sessel gehalten. Entweder er schrie: »Bravo Junge, gib's ihnen«, oder aber er schrie: »Oh Gott, und so einer will uns vertreten.« Wie sehr haben Sie den Erwartungsdruck der türkischen Einwanderer gespürt, oder, anders gefragt, wie sehr haben Sie sich auch als Sprachrohr dieser Leute empfunden?

*1994 war meine erste Legislaturperiode, und es war in den deutschen wie auch türkischen Medien eine Riesengeschichte. Ich konnte nirgends mehr hingehen, ohne ständig erkannt und angesprochen zu werden.*

Hat die Partei Cem Özdemir oder das türkische Arbeiterkind aufgestellt?

*Ich weiß nicht, ob der eine oder andere Delegierte das Arbeiterkind im Kopf hatte. Ich glaube, dass diejenigen Parteimitglieder, die mich aus Baden-Württemberg kannten, Cem Özdemir aufgestellt haben und*

*nicht den Migranten. Erst nach der Wahl kamen die Schlagzeilen, dass da der Erste aus einer Arbeiterfamilie mit Migrationshintergrund im Bundestag sitzt.*

Wie äußerte sich der Trubel in der Türkei?

*Das Parlament in der Türkei reagierte mit Anrufen, Faxen und Telegrammen, selbst der Ministerpräsident meldete sich, um zu gratulieren, ständig klingelte das Telefon. Einmal meldete sich einer aus der Türkei, der im Fernsehen gesehen hatte, wie ich zum Bonner Bundestag radelte, und mir daraufhin ein neues, besseres Fahrrad schenken wollte. Kein Schritt, keine Fahrt mit dem Zug, keine Taxifahrt, ständig wurde ich angesprochen, zum größten Teil natürlich von den Deutsch-Türken und anderen Migranten dieser Republik.*

Was aber waren die Erwartungen dieser Leute? Haben Sie eine Ahnung?

*Man darf nicht vergessen, dass ich ein Abgeordneter der Oppositionspartei war und nicht in der dominierenden Fraktion saß.*

Die Mehrheit der Sitze ging 1994 an die CDU. Drittgrößte Partei im Bundestag waren allerdings erstmals in der Sitzverteilung des Bundestages die Grünen und nicht, wie bislang, die FDP. Opposition hin oder her, als Mandatsträger hatten Sie einen Einfluss auf die Themen.

*Natürlich dachte damals jeder in der Community, das ist ein Durchbruch, der Özdemir wird jetzt all unsere Belange ins Parlament transportieren. Da aber die türkische Community sehr heterogen ist, waren die Erwartungen auch unterschiedlich.*

Bestand eine Erwartung darin, dass Sie eine positive Türkei-politik betreiben?

*Manche meinten, der sagt jetzt, die Türkei wird ungerecht behandelt. Andere gingen davon aus, dass ich ausschließlich die Stimme der Migranten sein würde. Und einige erwarteten wohl, dass ich Kurdistan gründe oder die Tscherkessen zurück zur Urheimat im Kaukasus führe und noch einiges andere.*

Das zeigt aber doch auch, jeder hatte das Gefühl, dass Sie sein Abgeordneter seien. Verunsicherung stellte sich erst ein, als Sie sich anatolischer Schwabe nannten, so hieß auch Ihr Buchtitel damals. Der Schwabe ist klar, weil Sie in Bad Urach, auf der schwäbischen Alb, aufgewachsen sind. Wofür aber steht der Anatolier?

*Die Liebe zu Anatolien haben mir meine Eltern vermittelt. Das steht für Buntheit, für Christen und Juden genauso wie für Aleviten und Sunniten. Es war meine persönliche Absage an die türkischen Nationalisten und gleichzeitig die Ansage, Deutschland, du hast es mir nicht leicht gemacht, dein Staatsbürger zu werden und mich zu dir zu be-kennen.*

Deshalb also die regionale und nicht die nationale Bindestrich-Identität.

*Ich bin weder der neue Deutsche, der versucht, dieses Land wieder auf-zubauen, noch bin ich der Edeltürke, der im Bundestag mit Schwert die Türkei verteidigt. Manche habe ich auch schnell enttäuscht. Meine erste Türkeireise als Abgeordneter war 1995, da habe ich mich mit den »Samstags-Müttern« in Istanbul getroffen.*

Die Mütter, die sich jahrelang vor der Eliteschule Galatasaray zum Sitzstreik trafen. Sie kämpften für ihre Söhne, die unter dem Verdacht, oppositionell zu sein oder der PKK anzugehören, in Gefängnissen »verschwunden« waren. Haben Sie sich zu ihnen gesetzt?

*Ja, da kommt also der Deutsch-Türke ins Land, von dem alle so viel gehört haben, und was macht er? Er setzt sich mit Anzug zu den trauernden Müttern auf die Straße. Anschließend habe ich mit türkischen Kriegsdienstverweigerern eine Pressekonferenz veranstaltet. Die türkische Zeitung Hürriyet hatte damals einen äußerst aggressiven Chefredakteur, der massive Angriffe auf mich startete, und die Stimmung fing an zu kippen, als ich auf dem höchsten Punkt der Eskalation auch noch an einem armenischen Gottesdienst teilnahm. Von da an hieß es, der Özdemir ist eine Enttäuschung, Schande, Totalausfall. Das ging so weit, dass ich Polizeischutz brauchte.*

Dazu muss man wissen, dass eine Solidarisierung mit Oppositionellen in der Türkei lange Zeit als Sympathie für die PKK galt. Das war und ist nach wie vor ein Straftatbestand. Und da es keinen ausreichenden Minderheitenschutz in der Türkei gibt, ist jegliche Positionierung zu Christen oder Juden problematisch. Hatte Ihre Familie mit Repressalien zu kämpfen?

*Nur ein Beispiel von vielen: Mein Onkel, ein schwarzes Schaf der Familie, hat sich von der Hürriyet über mich interviewen lassen. Im Hintergrund Fotos von mir und die türkische Fahne. Im Text stand, ich sei kein richtiger Türke und die gesamte Verwandtschaft würde sich für mich schämen.*

Und die Presse hat es dankbar gedruckt?

*Alles, was verhinderte, dass sich türkische Jugendliche meinen Lebensweg in dieser Gesellschaft zum Vorbild nehmen, kam damals in Hürriyet und Co. gut an. Als es schließlich darum ging, dass ich dem armenischen Erzbischof angeblich die Hand geküsst hätte, habe ich erstmals eine Gegendarstellung in der Hürriyet durchgesetzt.*

Nun spiegelt die Hürriyet nicht die gesamte Stimmung in der Bevölkerung wider, aber Medienberichterstattung kann zum Beispiel dazu führen, dass man Morddrohungen erhält. Ihrer Parteikollegin Ekin Deligöz ist genau das im Herbst letzten Jahres mit dem Appell »Legt das Kopftuch ab« passiert. Die Hetzkampagnen gingen von türkischen Zeitungen aus. Sie haben sich in der Kopftuchdebatte bislang zurückgehalten. Wie diskussionswürdig finden Sie dieses Thema?

*Neben der konkreten Solidarität mit Ekin, die übrigens vor langer Zeit mal als Praktikantin in meinem Büro gearbeitet hat, finde ich das Thema diskussionswürdig, wenn es um das Verhältnis von Staat und Islam geht, z.B. die Frage, ob Lehrerinnen ein Kopftuch tragen dürfen und ob die Religionen gleich behandelt werden. Ich habe mich in der von Ihnen skizzierten Debatte deshalb zurückgehalten, weil ich die Kopftuchfrage, so wie sie hierzulande diskutiert wird, nicht politisch finde. Wer bin ich denn, dass ich sage, das Kopftuch ist eine Mode oder nicht, dass ich Appelle an eine Gruppe adressiere und nicht an Individuen. Ja, es gibt Einzelne, die dieses Tuch aus verdammenswerten Gründen befürworten, andere aber eben aus anderen Gründen. Ich kann aber keine homogene Gruppe anhand von Äußerlichkeiten konstruieren.*

Unter welchen Vorzeichen würden Sie diese Fragen denn gerne diskutiert sehen?

*Die derzeitige Debatte gibt die Vielschichtigkeit dieser Gruppe nicht wieder. Kopftuchträgerin ist nicht gleich Kopftuchträgerin.*

Oder umgekehrt. Nichtträgerin nicht gleich Nichtträgerin.

*Genau. Übrigens gibt es unter Musliminnen und Migrantinnen mindestens so kontroverse Meinungen zu diesem Thema wie im Rest der Gesellschaft. Deshalb fände ich es spannend, wenn solche Diskussionen offen und kontrovers, vor allem aber deutsch-türkisch geführt werden würden. Dazu könnten doch mal ein türkischer und ein deutscher TV-Sender eine gemeinsame Diskussion organisieren.*

Wie sehr langweilen Sie sich, wenn Sie im Feuilleton die Überschrift »Kopftuch« lesen?

*Mittlerweile sehr. Was soll da noch Spannendes drinstehen? Ich kann verstehen, dass es ein Feuilletonthema ist, aber dieses Austauschen von Klischees finde ich reichlich ausgelutscht. Das eigentliche Thema ist die Bildungsgerechtigkeit und die Stärkung von Frauen auf allen Ebenen, aber nicht das Tuch auf dem Kopf. Aber ich bin ein Mann, vielleicht bin ich deshalb ungeeignet für so ein Gespräch, ich weiß es nicht.*

Was würde sich denn Ihrer Meinung nach in dieser Frage verändern, wenn es mehr Bildungsgerechtigkeit gäbe?

*Es gibt nur zwei Rollen, in denen man angesprochen wird. Entweder als rückständiger anatolischer Eselstreiber oder als assimilierter Deutscher. Beide Alternativen befriedigen mich nicht, und das ist das Phänomen dieser Debatte. Es gibt nur eine ganz dünne, öffentlich aktive Schicht von Intellektuellen, etwa Navid Kermani oder Zafer Şenocak, die in dieser Gesellschaft so gut verankert sind, dass sie in der Lage wären, dieses Thema aus der Extremen herauszuholen und zu einer*

*gesunden Debatte zu führen. Aber es ist immer schwierig, der Mitte bei extrem diskutierten Themen Gehör zu verschaffen.*

Der Kopftuchstreit wird aber möglicherweise stellvertretend für etwas anderes geführt. Denn die Frage wird eben nicht nur im Feuilleton diskutiert, sondern auch im Parlament und vor dem höchsten Gericht.

*Ja, weil es Ängste auslöst. Das Kopftuch zieht einen ganzen Rattenschwanz hinter sich her. Es steht als Synonym für Unterdrückung, Zwangsehe, Ehrenmord, für Ereignisse in Saudi-Arabien genauso wie in Iran, und natürlich steht es auch stellvertretend für Terrorismus. Das Tuch ist ein Signal, das den Schalter umlegt, und schon läuft im Kopf der Film ab.*

Merken Sie das auch in internen politischen Gesprächen oder Runden? Passieren da schon mal Problemverlagerungen? In den Medien geht der Mechanismus so: Man erfährt von einem Problem, liest die dazugehörige Studie, sofern sie erstellt wurde, und zählt den Anteil der Migranten. Ist der besonders hoch, wird das schon nicht mehr als gesamtgesellschaftliches Problem anerkannt.

*In der Politik geschieht das zum Teil auch. Das geht dann so: Man sagt, die Mülltrennung funktioniert besonders dort schlecht, wo viele Migranten leben ...*

... das kommt dann in einen Topf, zusammen mit dem Thema Integration ...

*... dazu ein bisschen »Nicht ohne meine Tochter« und »11. September«, und dann wird kräftig umgerührt. Guten Appetit!*